



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heidelberger Erinnerungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Heidelberger Erinnerungen.



Am Hochsommer 1886 feiert die Universität Heidelberg ein Fest, das unter allen deutschen Hochschulen ihr zuerst zuteil wird: die fünfshundertjährige Jubelfeier ihrer Gründung. Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit Ruprecht der Erste von der Pfalz in der Stadt am Neckar die Hochschule aufgerichtet, seit Marfilus von Inghen und Heilmann Wunnenberg, die Scholastiker, Reginald von Alba, der Theolog, die ersten Vorlesungen an derselben gehalten. Durch gute und trübe Tage des deutschen Volkes, durch Zeiten eignen höchsten Glanzes und tiefer Erniedrigung ist die Universität hindurchgegangen, zweimal, im Verlauf des dreißigjährigen Krieges, welcher ihr ihre ältere weltberühmte Bibliothek kostete, und wiederum um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, ist sie der völligen Auflösung nahe gewesen, nacheinander haben die gegensätzlichen geistigen Strömungen: Scholastik und Humanismus, fanatischer Calvinismus und Jesuitismus, Rationalismus und Romantik, moderner Liberalismus und moderne Naturanschauung den stärksten, den beherrschenden Einfluß auf sie gehabt, aber niemals seit jenem 18. Oktober 1383, an welchem sie mit feierlicher Messe in der Heiligen-Geistkirche eröffnet worden, hat sie aufgehört, eine Pflegstätte geistigen Lebens zu sein und tausenden die Pforten zu jeder rühmlichen Auszeichnung zu öffnen. Das fünfshundertjährige Jubelfest, welches bevorsteht, hat schon einige literarische Vorläufer erhalten, unter denen die Heidelberger Erinnerungen am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität von Georg Weber (Stuttgart, F. G. Cotta) die Teilnahme weiterer als der unmittelbar beteiligten Kreise verdienen. Freilich sind diese Kreise schon umfassend genug, denn wo in deutschen Landen saßen nicht hunderte von Männern in jedem Lebensalter, deren beste Erinnerungen mit der Mäusenstadt am Fuße des Schloßberges, mit der einzig schönen Schloßruine verknüpft sind, welche in ernster Pracht auf das Leben von heute herabschaut? Wo fände der Klang von „Alt-Heidelberg du meine“ nicht seinen frohen Wiederhall, wo weckte der bloße Name Heidelbergs nicht poetische Jugendträume? Die Weber'schen Erinnerungen, die teilweise zuvor in der wissenschaftlichen Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ erschienen sind, beschränken sich in ihren Anfangskapiteln auf kurze Umrisse, aus denen gleichwohl für alle diejenigen, die mit der Geschichte der Pfalz vertrauter sind, lebendige Bilder emporsteigen: Friedrich der Siegreiche (der „böse Fritz“) mit seiner schönen Klara Detten, die Kurfürsten des sechzehnten Jahrhunderts, welche die Schirmherrn des Calvinismus waren, Urfinus und Olevianus, die Verfasser des Heidelberger

Katechismus, Friedrich der Fünfte und Elisabeth Stuart, das unglückliche Winterkönigspaar, Kurfürst Karl Ludwig mit seiner „Kaugräfin“ Luise von Degenfeld, Kurfürst Karl Theodor mit seinem prunkenden Hofe und seinen Jesuiten. Hier hätten die Erinnerungen noch außerordentlich vervollständigt werden können; mit Bedauern vermissen wir die ausgeführtere Darstellung der hochinteressanten Zeiten Friedrichs des Dritten (für die sich allerdings Weber auf den Hausrathschen Roman „Alytia“ beruft) und die der Tage Friedrichs des Vierten, in welchen Heidelberg der Sitz der eben emporstrebenden gelehrten deutschen Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts war. Doch ging Webers Absicht ja vor allem darauf, an die neueren Wandlungen des Heidelberger Lebens, seit der zweiten Aufrichtung der Universität durch Karl Friedrich von Baden, zu mahnen. Vom dritten Abschnitte seines trefflichen Buches an schöpfen seine „Erinnerungen“ aus dem Vollen, die allgemeinen flüchtigen Umrisse werden zu größern Skizzen. Schon die Rheinbundszeit, die Tage, in denen Thibaut, Paulus, Chr. Fr. Schloffer, F. H. Voß auf der einen, Daub, Kreuzer, die jugendlichen Romantiker auf der andern Seite in Heidelberg wirkten, werden anschaulich geschildert, von hier an hat der Verfasser vielerlei Traditionelles und Persönliches mitzuteilen, was sich in keinem Buche findet; ist ihm doch (wie es S. 95 seines Buches heißt) „das Glück beschieden worden, über vierzig Jahre von seinem Haus und Garten auf dem rechten Neckarufer aus die schöne Landschaft zu überblicken und seine Augen über Schloß und bewaldete Berghöhen, über Fluß und Stadt schweifen zu lassen.“ Über ein halbes Jahrhundert hat der Verfasser der verbreitetsten „Weltgeschichte“ und der in Rede stehenden Blätter sich der persönlichen Bekanntschaft, des persönlichen Umganges jener Koryphäen der Wissenschaft erfreut, die sich in Heidelberg sammelten, und so wohnt seinen Skizzen etwas von der Lebendigkeit und dem Zauber guter Memoirenschriftsteller inne, er hat Schloffer und Friedrich Kreuzer noch wohl gekannt, und je weiter er vorschreitet, werden seine „Erinnerungen“ immer anziehender, anmutender, die Gestalten runden sich. Nacheinander werden uns Schloffer, Mittermaier, Rau, der Nationalökonom, Karl Salomon Zachariä, der Gyniker und Harpagon, Maximilian Josef Chelius, der Chirurg, Leopold Gmelin, der Chemiker, K. L. von Leonhard, der Mineralog, Karl Alexander von Reichlin-Melbegg, der Philosoph, G. Servinus, der Litterarhistoriker, neu vorgestellt. Namentlich der letztere, mit dem Weber im engsten Verkehr gestanden, erfreut sich einer sehr liebevollen, eingehenden Charakteristik, die Pietät, mit welcher der Verfasser des Freundes gedenkt, wirkt durchaus wohlthuend. Da Weber die ganze Heidelberger Zeit von Servinus, von dem Einzuge des Gefeierten in das Haus zum Steinbruch, von der Gründung der „Deutschen Zeitung“ bis zum Tode des in seinen alten Tagen verbitterten und isolirten, mit durchlebt hat, so ist unwillkürlich der Servinus gewidmete Abschnitt der „Erinnerungen“ nicht nur einer der besten, sondern auch einer der ausführlichsten geworden. An

diesen schließen sich die Erinnerungen an Georg Friedrich Fallenstein, an Welcker, den Verfasser des Staatslexikons und Führer des badischen Liberalismus, an den wunderlichen Philosophen Christian Kapp, den erbitterten Hasser Schellings. Mit diesen treten wir auf einen Boden, auf dem sich hauptsächlich die Heidelberger „Originale“ bewegen, von denen das echteste und berühmteste der cynische Rechtsprofessor Karl Eduard Morstadt war, dessen schmähliche Kritik seiner Kollegen Mittermaier und Zöpfl jahrzehntelang das Gaudium der juristischen und aller Studenten blieb, welche eine Gastrolle in Morstadts Vorlesungen gaben, den man aus der Prüfungskommission ausschließen mußte, weil er ein Werk Zöpfls in Gegenwart des Examinanden einen Wisch nannte, der von seinen Kollegen ebenso gefürchtet und gemieden, wie vom großen Haufen der Studenten bewundert wurde. Mit der imposanten Gestalt des Juristen Vangerow, mit Robert von Mohl, dem Historiker Ludwig Häusser, mit Sofias von Bunsen endlich, der einige seiner letzten Lebensjahre in Heidelberg zubrachte, treten wieder andre Persönlichkeiten auf, bis in einem Schlußkapitel noch Bluntschli und seine Denkwürdigkeiten besprochen werden. Das Ganze ist nicht kunstvoll, aber zweckmäßig angeordnet, und die Übergänge von einem zum andern dieser „Erinnerungen,“ die manchmal geradezu den Charakter von Plaudereien annehmen, sind oft ganz anmutig. Den Standpunkt, den er all den verschiedenen Menschenerscheinungen und Bestrebungen gegenüber eingenommen hat, charakterisirt der Verfasser selbst im Schlußwort: „Auf alten Bildern, auf denen eine große Aktion mit vielen Personen dargestellt ist, sieht man manchmal im Hintergrunde unter den Zuschauern das Porträt des Malers. Er wollte offenbar damit andeuten, daß er die Szenen, die er vorstellte, aus der nächsten Nähe beobachtet, sie in sein Vorstellungsvermögen aufgenommen und nach seiner Eigenart und individuellen Phantasie entworfen habe. Ähnlich verhält sich der Verfasser zu den obigen Umrissen des gesellschaftlichen und akademischen Lebens in Heidelberg während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Da er selbst nicht der Universität angehörte und nie zu den sogenannten Strebern gezählt wurde, welche allenthalben mitthun oder selbst eine Rolle spielen wollen, so hat er viel Vertrauen genossen und in vertraulichen Gesprächen manche Interna vernommen, manchen Vorfall und manches Urtheil von verschiedenen Seiten beobachten können. Er selbst hat nie einen schroffen, doktrinären Parteistandpunkt eingenommen; er war vielmehr wie Goethe der Meinung, daß eine große Zahl der Vernünftigen dem Angesichte Gottes gegenüber geschaart sei.“ Gern wird jeder Leser den „Heidelberger Erinnerungen“ zugestehen, daß sich der greise Verfasser redlich bemüht zeigt, gerecht und billig zu urtheilen, daß seine vertraulichen Plaudereien nirgends in die jetzt so beliebten frechen und rücksichtslosen Indiskretionen übergehen. „Ein Vermächtnis für Stadt und Universität“ nennt Georg Weber sein Buch; uns dünkt, daß es mehr, daß es bei Herannahendem Jubelfeste der Heidelberger Hochschule für alle ehe-

maligen Genossen derselben eine hübsche zwanglose Einführung in die Geschichte der Universität und zugleich ein guter Anlaß für jeden Einzelnen sei, sich nach Maßgabe seiner Natur, seiner Studien eingehender mit Einzelheiten dieser Geschichte zu beschäftigen, in der ein so gewaltiges Stück deutschen Kultur- und Geisteslebens gespiegelt ist. *



Lessing und die Farbe in der bildenden Kunst.

Von H. Mosler.



ekanntlich ist Lessings „Laokoon“ für die meisten unsrer Ästhetiker eine Art unangreifbaren Kanons, sobald es die Frage der Grenzbestimmung zwischen den Einzelkünsten gilt, obgleich einzelne Aufstellungen seines Werkes teils angegriffen, teils unwiderlegbar als irrig nachgewiesen worden sind, andres Lessing selbst einer nähern Erläuterung und Weiterbildung für bedürftig erachtet hat. Aber es ist nicht unsre Absicht, hier auf die Bedeutung und das Verständnis von Lessings „Laokoon“ näher einzugehen; wir wollen nur einen Punkt herausgreifen, den er selbst weiter zu behandeln für gut befunden hat: seine Stellung zur Farbe in der Malerei. In den Nachträgen zum „Laokoon“ kommt eine Stelle vor, wo Lessing, nachdem er sich alles vergegenwärtigt hat, was gegen die Farbe spreche, mit der Frage schließt: „Sa ich möchte fragen, ob es nicht zu wünschen wäre, die Kunst mit Ölfarben zu malen möchte garnicht erfunden sein.“ Abgesehen von dem seltsam Paradoxen dieser Ansicht überhaupt, kommt Lessing hierbei in handgreiflichen Widerspruch mit sich selbst. Denn während er sonst doch wiederholt und in den verschiedensten Wendungen den auch uns ganz richtig scheinenden Grundsatz verfißt (ja deshalb gerade zum Teil den „Laokoon“ geschrieben hat), daß jede Kunst den ihr besonders eigentümlichen Vorzug auszubilden bestrebt sein möge, ist es doch offenbare Willkür, nun der Malerei den Vorzug nehmen zu wollen, den man bisher gewöhnt war, als ihr ganz besondres Gebiet anzusehen. Sa der Widerspruch ist hier so handgreiflich, daß man billigerweise fragen müßte: Wie konnte ein so scharfsinniger, folgerichtiger Denker wie Lessing überhaupt dazu gelangen, ihn aufzustellen? Da ihn die theoretische Konsequenz hier so gänzlich im Stiche läßt, so müssen es wohl besonders gewichtige praktische Bedenken gewesen sein, die ihn dazu veranlaßten. Da ist nun, was das rein Theoretische anlangt, zu betonen, daß